

# Schwedter Familienblatt

Wöchentliche  
Unterhaltungs-Beilage zum  
Schwedter Tageblatt

Nummer 26. Sonnabend, den 27. Juni 1925.

## Rheinlandotöchter.

Roman von Clara Wiebig.

8. Fortsetzung

Aber niemand war da, die Chaussee menschenleer. Morgen um diese Zeit, wo würde er da sein? Vielleicht war er tot. Und Nelba? Ihr war in keinem Fall geborgen. Nein! Wenn vergossenes Blut auch nicht den kleinsten Makel abwaschen kann, wozu die Komödie? Warum stellt man sich einander gegenüber, knallt die Pistolen los und späht durch den Ausverdampf wie ein wildes Tier, ob der Gegner gefallen ist? Warum zerkaut man sich mit dem Säbel? Nicht im Krieg, im männlichen Kampf für das bedrohte Heiligtum des Vaterlandes, bewahre, im tiefsten Frieden, Kamerad gegen Kamerad mit barbarischem Hyänenrud. Offiziersregel — war das wirklich ihrer würdig?!

Ein blittrer, bestemmender Zweifel stieg in Rylander auf, zum erstenmal in seinem ganzen Leben; er war ja großgezogen, aufgepäppelt mit dem Surrogat „Ehre“, eingekullt vom alten Annenmärchen „Ehrebegriff“. Faren, nichts als Faren! Das war keine Ehrenrettung, keine Wiederherstellung Armes, reines Mädchen, keine heimliche Neigung bleibt ans Licht gezerrt, beim Name ist mit Schmutz beworfen — wer, was hilft dir?

Eine edlere Empörung wallte in Rylander auf; mit großen Schritten stürmte er vorwärts, sein Gesicht wurde rot und heiß. Am eigenen Haus lief er vorbei, er beachtete es nicht in seinen Gedanken. Er lief sich milde gegen den tausenden Wind; der tat ihm wohl. Tiefatmend hielt er endlich ein. Er stand oben auf der Wäsche des Damms, der sich zum Schuß gegen den Rhein hinzieht. Unten das Wasser, halb vereist, in grautweißen Dunst gehüllt; ringsum winterliche Öde.

Jetzt kröselte ihn. Er wollte umkehren, und doch hielt's ihn hier fest; am Ufer zwischen den Weiden bewegte sich was — ein Mensch, ein Tier? Das konnte ihm gleichgültig sein, und doch blickte er hinab und suchte es zu erkennen; die Gläser des Ankers lesen an, er wischte und wischte. Ein Mensch, eine Frau! Herr des Himmels, ist das nicht Nelbas Pelzmilch, ihr grünes Kleid?! Jetzt blüht es sich auf wie ein Segel. War sie von Sinnen, was tat sie da? — Jetzt blüht sie sich — jetzt geht sie vorwärts — ihre Gestalt wird kleiner, scheint einzusinken. — Jetzt — — —

Zwei, drei Sätze genügen, er steht unten neben ihr im zerbröckelten Eis, im kalten Wasser und hält sie gepackt.

„Nelba!“

Sie schreit nicht, sie zuckt nur zusammen und reißt die geschlossenen Augenlider weit auf. Ein jammervolles Sehen ist auf ihrem Gesicht, gleich darauf ein wilder Trost.

„Sie hören mich — gehen Sie — was wollen Sie —?“

Sie sträubt sich. Er umklammert ihre beiden Handgelenke und zerrt sie gewaltsam zurück. Mit aller Kraft

teufelt sie Widerstand; er muß sich anstrengen, ihr Körper biegt sich wie eine Gerte. Sie ringen miteinander — das dünne Eis bröckelt, das Wasser spritzt — sie rennt, ihre Zähne beißen sich in die Lippen. Den Blick hält sie unverwandt hinaus auf den Strom gerichtet mit einem düstren Verlangen.

„Ich will sterben — ich muß!“

„Nein!“ Er hebt sie kraftvoll in die Höhe und setzt sie am Ufer nieder. „Nelba — Nelba!“

Von Angst und Entsetzen geschüttelt, umschlingt er sie mit beiden Armen. Sie starrt ihn an — jetzt spöplisch ein Zwinlern der starren Augen, ein Blittern, sie fällt in sich zusammen. Ihr Kopf liegt matt an seiner Brust, sie gleitet schwer an ihm nieder.

„Hauptmann Rylander, Sie — Sie — jetzt erkenne ich Sie! Ich wußte nicht mehr wohin. — Sie werden sich nicht duellieren, Sie dürfen nicht!“ Ihre zitternden Finger krallen sich in seinen Rock. „Ich hab Sie gesucht — ich bin nicht, wie Sie denken, ich bin nicht schuldlos — hier, hier, lesen Sie!“

Sie zerrt ein Papiert aus der Tasche; es ist zerknittert, die Schrift halbverlösch. Er liest es beim grauen Licht des schiedenden Tages. „Hochberechtes Fräulein“ und so weiter. Mit funkelnden Augen zerreißt er das Blatt in Fetzen; der Wind segt sie fort. „Freiung! Erbärmlicher Egoist!“

„Nicht — nicht!“ Aufspringend umklammert Nelba seine Hände. „Schelten Sie ihn nicht, ich kann's, ich kann's nicht hören!“ Sie bricht in jammervolles Weinen aus. „Ich allein trage die Schuld!“

Langsam, mühselig gingen sie nach Hause zurück durch den tiefen Schnee. Sie gingen am einsamen Uferstrand, nicht über die gebahnte Chaussee, aus Scheu vor Menschen. Die Röde, naß bis zum Anie, klatschten dem Mädchen um die Glieder; eine tiefe Erschöpfung machte sie taumeln. Er führte sie sorgsam, mit seiner Gestalt den Nordost auffangend. Der Wind war Sturm geworden.

Sie stammelte unter Tränen, in abgebrochenen Lauten die ganze Geschichte ihrer Liebe, ihres Glucks; und dazwischen griff sie immer wieder nach seiner Hand. „Sie schließen sich nicht — ich bin es nicht wert — versprechen Sie mir das eine — aus Warmherzigkeit!“ In atemloser Angst starrte sie in sein Gesicht.

Langsam, sehr ernst schüttelte er den Kopf. „Ich werde mein möglichstes tun, das Duell zu verhindern. Ich werde“ — er biß sich auf die blaßgewordenen Lippen — „Nötkheim entgegenkommen. Ich verspreche es Ihnen, Nelba. Sie stehen mir zu hoch!“ Er sah ihr tief in die Augen, in diese armen verweinten Augen; ein Blittern lief ihm durchs Herz. Jetzt wußte er, was in ihm war, was in ihm sprach, laut, unwiderruflich: dieses Mädchen könntest du lieben mit der großen, wahrhaften Liebe! Aber verloren für dich! — — — Mit leisem Druck gab er ungern ihre Hand frei. Sie standen am Dallmerschen Haus.

„Mut, Nelba“, sagte er herzlich. „Armes Kind! Ich achte sofort auf meinem Sekundanten.“

Er beugte sich über sie und küßte ihre Stirn. Es war wie ein Hauch, sie fühlte es kaum.

„Danke“, murmelte sie. „Danke!“

### Dreizehntes Kapitel.

So viele Kaffees waren lange nicht gegeben worden; sonst ruhten sie etwas in der Zeit vor Weihnachten, man war zu stark durch die Wohlthätigkeit in Anspruch genommen. Feuer war's anders. Die dicken Nadeln in den Armenkrämpfen klapperten, und Kinderhänden, Kinderköpfchen brachte man mit zu den freundschaftlichen Vereinigungen. Bekamen die im Eifer des Gesprächs auch eine etwas merkwürdige Fassung, das schadete nichts, arme Leute können alles brauchen.

Man kam angestürzt aus der Suppenanstalt, dem Albergarten, der Mädchenherberge, aus dem Verein für verarmte Arme und aus dem zur Hebung der Stillschkeit. Erschöpft sank man an den Kaffeetisch, nach und nach erst kam man wieder zu sich und das Gespräch geriet in Fluss.

Aber der Angelegenheit Zylinder-Röthlein schwebte ein mißliches Dunkel. Hatten sie sich geschossen — hatten sie sich nicht geschossen —? Die Meinungen schwankten. Soviel nur war gewiß: an einem grauenenden Novembermorgen waren zwei wohlverschlossene Wagen hinaus zum Malinger Tor nach jenem einsamen Wäldchen hinter den Schleißhänden gefahren. Wer sie gesehen hatte, wußte man freilich nicht genau. Aber Zylinder und Röthlein lebten doch beide, wie ging das zu? Wunderbar, höchst wunderbar!

Die Betestigten schützelten. Zylinder allein wußte, was es ihn gekostet hatte, bei den Sühneversuchen des Unparteilichen der erste zu sein, der die Hand bot. Bei einer so ersten Beleidigung, wie sie hier vorlag, waren solche Versuche nur Form; doch kam die Versöhnung wirklich zustande. Röthlein war kein Unmensch, im Grunde froh, die ganze Geschichte los zu sein. Mit dem Raufsch war auch der Hauptzorn verfliegen, er wußte nicht mehr recht, was eigentlich geredet worden war. Wäre auch höchst fatal gewesen, nicht nach Köln fahren zu können! Selter Ehre war Genüge gesehen. Zylinder hatte sich bereit erklärt, in Gegenwart mehrerer Kameraden die Beleidigung zurückzunehmen und seine Erregung mit starker Bezeichnung entschuldigt. Zimmerlin stand Röthlein glänzend da — und Zylinder?

Die Kameraden hatten die Nebenwüßigkeit, über die Sache reinen Mund zu halten, aber sie gereichte dem Hauptmann nicht gerade zur Ehre. A was, Pistol in die Hand — eins, zwei, drei — losgelassen! — das hieß Schnell! Man suchte die Achseln, man murmelte etwas von Unmöglichkeit.

Zylinder war traurig, milde — ja, milde, das war der richtige Ausdruck. Hätte er nicht Nelbas Augen mit dem angstvollen Ausdruck unablässig vor sich gesehen, noch am letzten Morgen wäre er seinem Versprechen untreu geworden. Statt die üblichen Fagen der Versöhnung durchzumachen, hätte er lieber geschrien: „Eins, zwei, drei — zählt doch! Eins, zwei, drei, los! Schiebt mich nieder, mir ist's recht, im weichen Schnee zu liegen!“ Statt dessen hatte sein Mund Worte der Entschuldigung gemurmelt, er verbeugte sich, reichte mechanisch die Hand. Welch hundsstößlich lächerliche Situation, die beiden da im Schnee — er, der Lange, dem Kleinen gegenüber — Eckundanten, Arzt, Pistolentasten, Verbandzeug, hinterm Gebüsch die beiden Wagen! Die Komödie war gut in Szene gesetzt, ha, ha!

Schwer wie im Traum stieg er wieder die Treppen zu seiner Wohnung hinauf. Seltere Frau hatte er nicht gesprochen seit der gestrigen Morgenszene, nicht einmal Adieu hatte er ihr heute gesagt; eigensinnig hielt sie sich vor ihm verschlossen. Nun kehrte er zurück — tapp, tapp — sein Schritt war langsam. Da — zu Schreck! Die Glasür wurde aufgerissen, sie stürzte ihm entgegen, die Stufen hinunter, verweint, aufgelöst. Sie umschlang ihn schluchzend.

„Paul, Paul!“

Erschrocken suchte er zusammen — wie laut ihr Schreien im Hause widerhallte!

„Ruhig!“ Er zog sie in den Flur und hinein in die Stube.

Wie elitz Eintuse klammerte sie sich an ihn; sie weinte, sie lachte, sie streichelte seinen Rock. „Du bist da, du bist nicht tot! Ach Gott, ach Gott! Ist er verwundet, ist er tot, mußt du nun auf Festung? Paul, Paul, bist du noch böse? Sag doch ein Wort!“

„Niemand ist verwundet, wir haben uns ausgemöht.“ „O du goldener, einziger Mann!“ Stürmische Küsse brannten auf seinen Lippen, seinen Augen, seinen Wangen. „O du! Haben dich meine Bitten, meine Tränen doch gerührt? Du hast's nicht Abers Herz gebracht, und zu verlassen! Meinestwegen, meinestwegen — nicht wahr, Paul, mir zuliebe! Du hast dich nicht duellert mit zu liebe!“ Ihre verweinten Augen füllten sich rasch aufs neue mit Tränen. „Was habe ich durchgemacht! Sag, Paul, du hast mich am liebsten, meinestwegen hast du dich nicht geschossen? Sag!“ Knehend drännte sie.

„Jawohl.“ Er nickte wieder, gar keine Serakheit war in seinem Ton. Es fuhr ihm durch den Kopf: Komödie, alles Komödie!

Mit einem Jubelruf umschlang sie ihn, sie preßte ihn, daß er fast ersticke. „Mein Paul, mein guter Mann! Ich bin ja auch gar nicht mehr böse. Ach, was war ich außer mir. Und Nelba Dallmer kann sich auch gratulieren; die hatte schöne Angst! Sehen mag ich sie aber nicht mehr — nein, das kann mir kein Mensch zumuten! Aber Paul, zieh doch den Mantel aus! Die Mütze ab! Du stehst ja, als wärst du fremd hier und nicht zu Haus. Ach, bist du blaß und kalt — du armer Paul!“ Sie riß seine Finger, sie hauchte darauf und küßte sie verflohen; sie drückte ihn in den Stuhl am Ofen und setzte sich auf seine Kniee, ihren vollen weichen Arm schlang sie um seine Schulter.

Ihr Gesicht strahlte. „O du guter Mann, ich bin ganz nährlich vor Freude! Was kann ich dir zuliebe tun? Wart, ich hol dir deine Morgenschuh, meinen Platz will ich dir über die Kniee bedenk! Wehst du, ich werde dir jetzt Kalao kochen. Kinder“ — sie riß die Tür zum Nebenzimmer auf — „kommt herein, rasch, rasch, der Papa ist da!“

Auffauchend kam die Schar angestürzt. Frau Elisabeth trug den Säugling; sie kniete vor ihrem Mann nieder und hielt ihm das Kind zum Kusse hin. Die anderen klammerten sich rechts und links an den Vater und überstüttelten ihn mit Liebesworten.

Auf Frau Elisabeths Wangen erschienen die Grübchen, dabei ließen ihr die Tränen aus den Augen; sie legte den Kopf auf Zylinders Knie. „Paul, wir sind so glücklich!“

Der gespannte Ausdruck seiner Züge ließ nach. Mit einem wehmüthigen Lächeln sah er die Kinder der Reihe nach an, dann hob er den Kopf seiner Frau auf und strich ihr über die Wangen. Ihre Freude rührte ihn hoch.

Bei Dallmers im Hause war's, als ob ein Loter darin läge. Frau Kälin ging herum, ewig weinend; es war ein Jammer. Der Rat sah sehr elend und bekümmert aus; er hatte einen langen Brief an seinen Bruder in die Eifel geschrieben und ihm Nelbas Kommen demnächst angekündigt.

„Sie muß fort“, sagte er zu seiner Frau, „und zwar auf lange. Erst wenn sich die Sache etwas verblutet hat, darf sie wiederkommen. Unser armes Kind“, seufzte er und stieß den Kopf foranvoll in die Hand.

„Das heißt noch, daß du sie bedauerst, sie trägt die gerechte Strafe. Ich meine doch, da sind andere Leute mehr zu beklagen. Nein, und so was anzutun! Ich sag's ihr aber auch alle Tage gründlich; sie fühlt's auch, müßmäuschenstill sieht sie da. Auf die Straße traut sie sich gar nicht. Mein Gott, man sitzt hier wie auf 'ner wüsten Insel, kein Mensch läßt sich sehen!“

Frau Kälin hatte ganz recht, das kleine Haus auf der Chaussee lag wie gemieden; allzu lebhaft war ja der Verkehr nie gewesen. Und Nelba traute sich nicht auf die Straße; sie konnte auch nicht, sie war wie gelähmt an Geist und Körper. Krank war sie nicht. Es wäre eine Wohlthat für sie gewesen, in einem heftigen Fieber sinnlos zu liegen, aber die Natur war nicht so barmherzig. Ihre nassen Kleider hatte sie noch heimlich zum Trocknen auf den Boden geschleppt — das nur die Eltern nichts merkten!

# Herd und Scholle.

## Das Reich der Frau

### Vom Geschmack.

Auch eine alternde Frau kann durchaus die Fähigkeit behalten, durch ihre äußere Erscheinung Wohlgefallen zu erregen! Sie muß uns nur nicht durch eine gewisse lächerlich wirkende Art, mit der so manche in Aufmachung und Gehabe das Jung-Blieben-Wollen betont, von vornherein die Luft nehmen, sie reizvoll zu finden.

Das ganze Geheimnis einer Frau, vorteilhaft auszu-sehen, liegt darin, daß sie in ihrer Kleidung das meldet, was nicht zu ihr paßt. Was Klingt so verblüffend einfach, scheint aber doch weit schwieriger zu sein, als man denkt. Denn wieso gäbe es sonst so erschreckend viele geradezu geschmacklos „aufgeschäumte“ Frauengestalten?

Nicht guter Geschmack allein genügt. Nein, vor allem gehört die Nüchternheit der Selbsterkenntnis dazu, um treffsicher das für sich herauszufinden, was man den eigenen Stil nennt. Jene Selbsterkenntnis nämlich, die sich kritisch fragt, ob man nicht selbst vielleicht auch zu den vielen gehört, denen das meiste nicht steht. Jene Vorsicht, die uns immer wieder daran mahnt, weise uns auf das zu beschränken, was wirklich zu uns paßt. Und sei es auch auf Kosten der Abwechslung.

Du fühlst dich jung, bist es aber nicht mehr. Vergiß es nicht, auf daß andere nicht daran erinnern. - Es ist nicht leicht für eine Frau, deren Seele jung und elastisch blieb, abzulassen zu müssen, nur, weil die Zahl der Jahre daran mahnt. Das heißt, sich selbst die Grenzen zu stecken und freiwillig da zu verzichten, wo man bisher in vollen Zügen mitzugenießen gewohnt war. Aber sie wird und muß es tun, wenn sie nicht Gefahr laufen will, ihren schaulustigen Zeitgenossen die Genugtuung einer „Bosse“ zu bereiten. Das Verlangen, sich einen würdigen Abgang von der bunten Bühne des Lebens zu sichern, muß ihr die Kraft geben, sich frühzeitig genug geschmackvoll zu bescheiden.

Pünktlichkeit im Essen ist ein wichtiges Gesetz. Nur dann bleibt die Verdauungstätigkeit gesund und ist die Auswertung der Speisen durch den Körper die beste. Der Magen beginnt, mit Regelmäßigkeit zu bestimmten Zeiten den Mageninhalt abzusondern, der ungekaut in den Darm übergeht, wenn er nichts zu verdauen hat. Es kann dann vorkommen, daß spätere Nahrungsaufnahme keinen oder nur wenig Verdauungssaft vorfindet, daß sie gleichfalls ungekaut in den Darm übergeht oder schlecht verdaut wird, mithin dem Körper keine Kräfte zutragen kann, ihn schädigen kann, wenn es zur Häufigkeit der Unregelmäßigkeit kommt. Dieses Nachlassen der Absonderung der Verdauungssäfte ist sogar fühlbar; man spricht oft vom „Ueberhungertsein“, wenn das Hungergefühl nachläßt.

## Küche und Haus

**Erdbeer-Pudding.** Aus zwei Liter Erdbeeren sucht man die schönsten aus, spült sie ab, läßt sie abtropfen und stellt sie eingezuckert zurück. Die anderen Erdbeeren zerdrückt man mit einem hölzernen Böffel in einer Porzellanschale, gibt die Masse mit  $\frac{1}{2}$  Liter Wasser durch ein feines Sieb, daß nur die Kerne zurückbleiben. Dann vermischt man 250 Gramm feinen Zucker mit der Masse, die man mit einigen Tropfen Cochennille schön rot färbt, zieht 3 Gramm in Wasser aufgelöste Gelatine recht heiß darunter und läßt die Masse an einem kühlen Orte unter häufigem Umrühren so lange

stehen, bis sie anfängt, steif zu werden, rührt dann leicht  $\frac{1}{2}$  Liter Schlag Sahne darunter und läßt den Pudding in einer mit feinem Del ausgepinselten Form erstarren. Gestürzt verzehrt man ihn mit den zurückgestellten Erdbeeren.

**Erdbeer-Bowle.** 1 Liter verlesene, abgespülte Erdbeeren tut man in einer Terrine, bestreut sie dick mit Zucker, läßt sie mehrere Stunden stehen und giest dann 4 Flaschen Rhein- oder Moselwein darauf, der auf Eis gelegen hat, worauf man 1 Flasche Selterswasser hinzufügt.

**Erdbeer-Marmelade.** Reife fleischige Erdbeeren werden abgespült und, wenn sie gut abgetropft sind, in einer großen Schale zu Mus gerührt, dann durch ein Sieb getrieben. Auf je 1 Pfund der durchgestrichenen Masse nimmt man das gleiche Gewicht gestebten Zucker, vermischt beides recht gut miteinander und läßt die Marmelade unter beständigem Rühren auf schwachem Feuer ganz steif eintochen, füllt sie noch warm in geschwefelte Gläser und bindet diese nach völligem Erkalten mit Papier zu.

**Erdbeer-Creme.** 1 Pfund reife Erdbeeren werden abgespült und dann zum Abtropfen auf ein Sieb geschüttet. Dann zerdrückt man sie in einer großen irdenen Schale mit einer Holzkeule, gibt 1 Pfund feinen Zucker und 4 Eiweiß dazu, rührt die Mischung eine Stunde nach einer Seite hin; sie verwandelt sich in eine steife Creme, die man in Gläsern füllt und vor dem Servieren recht kalt stellt.

**Süße Mohrrüben (Karotten).** Die ersten jungen Mohrrüben im Frühjahr, diese kleinen, bleichen Karotten, läßt man ganz, püht sie recht sauber, und nachdem sie gewaschen sind, schmort man sie mit wenig Wasser, reichlich Butter und etwas Zucker unter häufigem Umrühren recht weich. Zuletzt macht man sie mit etwas übergestreuter Semmelkrume sämig, gibt ein wenig Salz daran und schmeckt feingehackte Petersilie durch. — Will man nun diese beiden Gemüsearten vermischen, so müssen die Mohrrüben in Würfel geschnitten werden; man rührt sie, wenn sie ganz weich sind, erst unter die Erbsen.

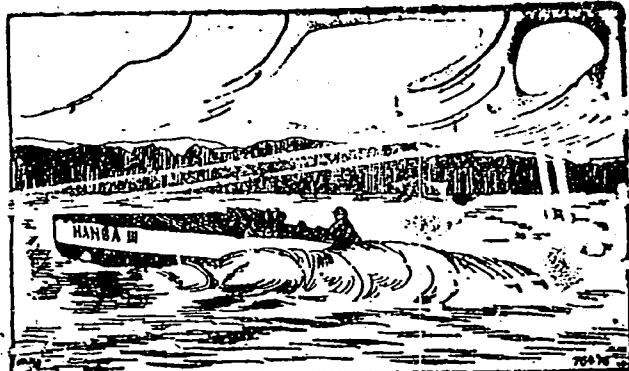
**Stachelbeerspeise.** Ein Kilogramm unreife Stachelbeeren werden gepüht und mit etwas Zitronenschale und Zimt oder Vanille weich gekocht. Man streicht die Beeren durch ein Sieb. Die Masse wird gekühlt und mit in Wasser angerührtem Maismehl aufgekocht. Man füllt die Speise in eine mit Wasser ausgepülte Form und stürzt sie nach dem Erkalten. Vanillebunten schmeckt sehr gut zu der Speise.

**Praktisches und schnelles Eintochen.** Das Beerenobst wird entstieft, gepüht, gewaschen, wobei alle faulen und zerdrückten Beeren abgesondert werden. Die übrigbleibenden Beeren werden gewogen. Man rechnet dann nach Belieben 300 bis 500 Gramm Zucker auf ein Kilogramm Beeren. Die Beeren werden in einem Topf mit weitem Bodendurchmesser (Weitling) auf die Feuerstelle gestellt und mit einem großen Holzlöffel gerührt. Je nach der Menge zerbrechen die Beeren in 10 bis 20 Minuten. Man muß beachten, daß der Topf nicht überfüllt ist, da man ihn, wenn die Beerenmasse zu überkochen droht, beiseite rücken können muß. Zehn Minuten nach dem Aufsehen des Topfes auf das Feuer gibt man den Zucker in die Masse. Es kann Kristallzucker oder gar Würfelzucker, bei Heidelbeeren auch Rohrzucker verwendet werden. Zeigt eine nach 15 bis 20 Minuten erneutem Kochen entnommene Probe, daß die Beerenzuckermasse auf einem kalten Teller „kretz rinnt“ oder „flodt“, so kann die Masse sofort in reine und in heißes Wasser gestellte Gläser mit einer Schöpfkelle gefüllt werden. Das Gelee ist fertig. Zum Aufbewahren werden die Gläser verbunden, — vorher kommt eine Messerspitze Salzyl darauf! — und „in Dampf“ (Bedapparat oder Wassertopf, bei letzterem werden die Gläser zwischen Feu, Holzwohle oder Lächer gepackt) fünf Minuten überkocht. Auf diese Weise konserviertes Beerenobst hat eine Lebensdauer von vier Jahren.

wegung einen Widerstand; durch seine Widerstandung entsteht eine Reibung und dabei wird ein Teil der Bewegungsenergie verbraucht, die Bewegung kann hier also nicht so schnell erfolgen wie im Inneren, wo diese gleitende Reibung fortfällt und nur die „innere Reibung“ der Teilchen aneinander herrscht. — D.

tt. Wie man früher die Zeit maß. Als erster Zeitangeber gilt bekanntlich die Sonnenuhr. Doch kannten schon die alten Chaldäer und Ägypter eine Wasseruhr, die von dem griechischen Schriftsteller Herobot Klepsydra genannt wird. Pluto führte eine Klepsydra oder Wasseruhr in Griechenland ein. Jedenfalls war diese Art der Zeitmessung schon etwa 500 Jahre vor Christi bekannt. Im Britischen Museum zu London befindet sich übrigens eine derartige Klepsydra. Das „Stundenglas“, das das gegenwärtig lebende Geschlecht nur in der Gestalt des Bierglases kennt, wurde von einem Mönch in Chartres namens Rubeus um das Jahr 1200 erfunden. Der Sand, der von einem Glas ins andere laufen mußte, wurde in besonders geheimnisvoller Weise hergerichtet. Man nahm dazu schwarzen Marmor, der ganz fein gemahlen und in Wein gelocht wurde. Dieser Vorgang wurde neunmal wiederholt, und man glaubte man, daß der Sand eine gewisse Eigenschaft anzeige.

Der englische König Alfred der Große, der gegen Ende des 9. Jahrhunderts lebte, benutzte Wachskerzen als Uhren. In die Kerzen, die sehr groß waren, wurden gewisse Merkzeichen eingeprägt, je in Zwischenräumen von einem Zoll. So brannte ein Zoll der Kerze ungefähr 20 Minuten, drei Zoll demnach eine Stunde.



Hansa III, das schnellste deutsche Motorboot ist kürzlich auf dem Müggelsee versucht.

# Plattdütsch Eck.

## Johanniklee.

Muhme seggt: „Johanniklee,  
Müht, min Kind, du plüden,  
Sejen bringt Johanniklee,  
De wat di beplüden.

Doch janz still tot Mirragstieb,  
Wenn de Gloc deist schlogen,  
Twölf Schlag müdt, denn is't so w.,  
Kannst dei Plüden wogen.

Darfst nich reden, milkenstill  
Seihsst du nich den Joren (Garten),  
Wenn een Mensch wat von di wiß,  
Is de Kraft verloren.

Darfst nich lachen, Ierwet Kind,  
Sittsam müht du lopen,  
Un alleen müht du bi sind,  
Nicht mit mehr tohopen.

Wenn de Gloc to zwölf erschallt,  
Darfst den Klee du plüden,  
Is de letzte Schlag verhallt,  
Darfst di nich mehr büden.

Un den Klee, den du jeplüdt,  
Müht du bi uphagen,  
Wald wast du dörrich em beplüdt  
Un he bringt di Sejen.

Wenn int Nett du obennda siggst,  
Stell den Klee dorneben,  
Un et wat he, den du friggst,  
Die in'n Drom umschweben.

Un du bist een jäcklich Brut,  
Eh een Johr is rämmer,  
Un bald wast du denn jetrut,  
Johanniklee wirkt immer! — — —

Muhme schwiggt. — Marie lidt still  
In den Obendhewen,  
Un se denkt, ob se wooll still  
Sich noch Klee bejeden?

Do se denn den Eenen blickt,  
De ehr Hart jenommen?  
Ob diß Een ehr denn tonidt,  
Ehr in'n Drom wat kommen? — — —

Un se holt Johanniklee.  
Still, int Mirragstunnen,  
Wiet dor hinnen, dicht bi'n See  
Hett's den schönsten funnen.

Set't sich unnern Wiedenboom,  
Wat een bäten brusen,  
Un in ehren schönen Drom  
Is een Klingen, Brusen:

Denn de Bursch int Sturo rin kümmt,  
Den ehr janzet Sinnen,  
Un mit eenmol he se nimmt,  
Dipp up Dipp sich sinnen.

Dor wooll's up: un dörr ehr seiht  
De, an den se dachtel  
Un de Drom is Wirklichkeit, — — —  
Puffte (kuffte) nu un lachte.

Mohjeschlaken wer Franz Witt,  
Sehcht dat Blomenplüden,  
Un he dacht: hier helpt blot dit:  
Wast ant Hart se drücken. — — —

Un to Hus de Muhme seggt:  
„Dat jing schnell, Pophunner!  
Joh, Johanniklee is echt,  
Wädt Johanniwunner!“

F. Was, Schwedt.

Dann aber war eine vollständige Verzärtelung über sie gekommen.

Sie weinte nicht. Sie saß den ganzen Tag auf einem Stuhl und stidte und stidte, endlos langweilige Muster in eine Kanewasbede; die blauen und roten Fäden schlenen ihr ganzes Denken in Anspruch zu nehmen. Sie hob nicht den Blick, wenn jemand eintrat; sie rührte sich nicht, wenn die Mutter mit Tränen und ungläublicher Zungenfertigkeit ihr all ihre Tugenden vorwarf, Selbst für den Vater hatte sie kein Lächeln. Als er ihr, ohne Vorwurf, aber mit traurigem Gesicht, sagte: „Ich habe an Dusek Konrad geschrieben, nach dem Vorgefallnen ist es besser, du bist für einige Zeit fort“, nickte sie nur gleichgültig.

Sie packte dann ihre Sachen. Mit Jammern und Schelten legte die Mutter ein paar wärmere Unterröcke in den Koffer. „Es ist da oben kalt. Ach, du mein Gott, so ein Kind, o eine Mute, die man sich selber gebunden hat! Sol dir da oben nur nichts!“

Der letzte Tag dabeim kam. Es ging auf den Abend. Melba saß allein in der Stube zu ebener Erde. Sie saß nicht wie früher am Tisch, unterm Licht der Hängelampe, sie hatte sich in den dunkelsten Winkel verkrochen; da kauerte sie im alten Lehnstuhl und hatte den Kopf hinienüber an die kalte Wand gelegt. Er war ihr bleischwer. Immer dies eine Gefühl: „Ach, hätte er dich nicht festgehalten, da läßt du nun im Nebeln und triebst mit den eifigen Wellen, wer weiß wohin — immer weiter, weit über Köln hinaus nach Holland zu — was die Mythenbeers und Mythenwurz wohl für Gesichter machen würden, wenn man da ein junges Mädchen aufschichte mit langen blonden Zöpfen? — Was für Gedanken! Mit einer Art Beschämung schüttelte sie sich.

Draußen tönte die Klingel; gedämpftes Sprechen klang im Flur, dann öffnete die Mutter die Tür und schob eine verummte Gestalt herein. „Hier, Melba, die liebe Frau von Osten! Sieh mal auf! Das kannst du dir hoch anrechnen — nein, wie reizend, wie lebenswürdig!“ Agnes kam mit raschen Schritten auf Melba zu; diese war aufgestanden und stemmte die Hand auf die Stuhllehne. Frau Mätin ging geräuschlos hinaus.

„Was willst du?“ sagte Melba. Sie zog sich förmlich in sich zusammen; die Gestalt der Freundin war ihr fremd geworden, dies rosige Gesicht tat ihr weh. Sie sagte nicht: „Seh dich!“

„Was ich will?“ Die junge Frau war sehr verlegen, sie knöpfte an ihrem Pelzmantel. „Mein Gott, Melba, wie komisch du bist! Ich — ich, ach Melba!“ Sie fing plötzlich an zu weinen. „Du tust mir so schrecklich leid! Ich wollte schon immer gern zu dir, aber Carlo sagte — Heut hat er in Köln zu tun, und da hab ich mich doch aufgemacht. Wie es dunkel wurde, bin ich aus dem Haus geschlichen, meinen alten Mantel und die Kapuze, die ich der Waschfrau zu Weihnachten schenken will, habe ich angezogen; da kommt mich keiner!“ Sie lachte wie ein Kind, das einen gelungenen Streich ausgeführt hat. „Ich habe mir eine Droschke bis Ehrenbreitstein genommen, dann bin ich zu Fuß gelaufen. O, Melba, sie sind alle so böse auf dich! Aber ich nicht, ich ganz gewiß nicht!“

„Welst du denn, was ich getan habe? Dann wirst du's auch sein.“

„Früher, freilich, da hatt' ich dich auch verdammt — nein“, verbesserte sie sich rasch, „da hatt' ich drüber gesprochen. Aber jetzt! Welst du, Melba?“ — sie rückte sich zurück, einen Stuhl heran und suchte die kalte Hand der Freundin zu fassen — „selt ich Carlo habe, bin ich ganz anders geworden. Nun weiß ich, was Liebe ist. Solch ein Glück, wie man sich's als Braut denkt, ist es ja nicht, wenn man verheiratet ist; es ist ganz anders, man muß sich doch in manchem hineinfinden. Aber man lernt Fehler besser entschuldigen; man wird so viel milder, wenn man recht liebt. Ach, meine arme Melba —“ sie streckte ihr die Hand — „du mußt doch Kamer sehr geliebt haben, sonst hältst du dich — sonst wärst du nicht so weit gegangen! Carlo hat mir die ganze Geschichte erzählt; er war sehr böse, er sagte, ich dürfte nicht — ach, du glaubst gar nicht, wie komisch die Männer in diesem Punkt sind, gerade bei Frauen! Was guten Ruf anbelangt, wirklich überempfindlich! Ich freue mich ja, daß Carlo so ist, eigentlich ist es doch ein gutes Zeichen für seinen Charakter; ich wollte aber doch zu gern zu dir! Weißt du dich nicht anzusprechen? Sei nicht so Narr und laß, Hebe Melba!“

„Ich kann mich nicht ausdrücken.“ Melba schüttelte den Kopf. „Daß nicht!“

„Nein, nein —“ die junge Frau beugte sich vor und legte ihre blühende Wange schmelzend an des Mädchens Schulter — „ich lasse dich nicht, du sollst, du mußt mir alles erzählen! Was mal auf, dir wird dann viel leichter. Nun?“

Sie tauschte — keine Antwort. Dann küßte sie: „Ich will dir auch was erzählen, was außer Carlo und Papa und Mama noch kein Mensch weiß. Denke mal, Melba —“ sie errödete und lächelte — „ich soll ein Baby bekommen! Es dauert ja noch eine Weile, aber Papa und Mama sind schon sehr ängstlich; ich fürchte mich gar nicht, ich freue mich grenzenlos. Denke, ich bin dann nicht so viel allein — zu Papa und Mama kann ich doch nicht immer laufen — ich habe dann immer jemand bei mir, der mir ganz und gar gehört, der nichts toll und nichts fühl, was ich nicht auch will und fühle. Lieber Gott!“ — sie faltete die Hände und sah Melba mildebzig freundlich an — „ich glaube, dann kann man nie ganz unglücklich sein. Du Arme!“

Melba zuckte zusammen, in ihr bleiches Gesicht fleg langsam ein wenig Röte. „Du hast recht. Du Glückliche!“ Und nun erzählt du mir auch, ja? Ich möchte von dir selbst alles hören, die Leute lügen ja so viel!“

„Ich kann nicht!“ Das Mädchen bäumte sich förmlich auf. „Ich kann nicht, laß mich!“ Der Kopf sank ihr vornüber, ein Stöhnen kam aus ihrer Brust.

So blieb sie unbeweglich. Auch Agnes rührte sich nicht. Sie wagte nicht mehr zu fragen; sie wußte nicht, sollte sie bleiben oder gehen? Die Gedanken schossen ihr hin und her — hatte sie am Ende doch nicht ganz den richtigen Ton getroffen, es war gewiß taktlos, von ihrem Glück zu sprechen, während die andre litt! Selbe und zaghaft strichen ihre Finger über Melbas Kleid. Diese gab kein Zeichen der Erwiderung von sich. Es war peinlich.

Da öffnete sich die Türe, die Mätin kam wieder herein. Wie erlöst sprang die junge Frau auf.

„Ach, Sie liebe, gute Frau von Osten!“ Die Mätin drückte dem Gast beide Hände. „Zu lieb, daß Sie uns besuchen! Ach ja, im Unglück erkennt man seine wahren Freunde!“ Sie schmeichelte laut auf: „Wir sind wirklich geschlagen! O mein Gott, zu schrecklich!“

Hier fand Agnes den richtigen Ton. Die Unterhaltung der beiden Frauen wurde sehr lebhaft; man führte sie halb flüsternd, ab und zu schob ein verflohlener Blick zu Melba hin. Diese nahm gar nicht teil, sie saß in ihrer Ecke, als ginge sie das alles nichts an.

Endlich brach Agnes auf; sie küßte Melba. „Deine Mama sagt, du gehst morgen fort, ich wünschte dir glückliche Reise! Es ist gewiß jetzt auch sehr hübsch in der Gifel. Und wenn du wiederkommst —“ sie drückte der Freundin bedeutungsvoll die Hand und kispelte ihr ins Ohr — „dann zeige ich dir mein Baby!“ Sie wußte der anderen nichts Lieberees zum Trost zu sagen. „Adieu, Melba, adieu!“

„Adieu.“ Melba stand auf und ging mit bis zum Tisch; hier blieb sie stehen und starrte mit den weiten Augen nach der Türe, bis die sich hinter Agnes geschlossen hatte. Die Mutter gab dem Besuch noch das Geleit. Jetzt trat sie wieder ein. Unruhig sah sie die Tochter an; neben Frau von Osten blühenden Farben war ihr deren Blässe doppelt aufgefallen. Melba stand noch am Tisch, die Rechte auf die Platte gestemmt, mit der Linken das Kleid über der Brust zusammenkrampfend; ein wilder Schmerzengzug war auf ihrem Gesicht. Sie hielt sich gebückt. So gebrochen — so alt.

Frau Mätin entsetzte sich: war das ihr Kind?! Schön war Melba nie gewesen, aber so frisch — und jetzt?

In der Mätin Gedanken tauchte mit Blitzschnelle ein Sommermorgen auf — sie sah sich draußen im Gärtchen stehen, ein Gewittersturm hatte in der Nacht dem einzigen blühenden Rosenstock die Krone abgebrochen.

Sie breitete die Arme aus: „Mein Kind!“

Sie konnte nicht anders, so böse sie auch war. Sie war ja doch die Mutter und die dort — der einzige Rosenstock in ihrem Garten.

Melba stand starr, zweifelnd sah sie der Mutter ins Gesicht; noch rührte sie sich nicht.

„Mein liebes Kind!“

Da, ein Lächeln wie ein Erlösungsschrei! Bitternd fiel das Mädchen in die geöffneten Arme.

Sie hielten sich umschlungen. Eine Flut von Tränen strömte aus Nelbas Augen, zum erstenmal seit langen Tagen: Regen, der Eis schmilzt. Wie ein Kind duckte sich die große Tochter an die Brust der kleinen Mutter. Da war viel Unverständnis zwischen beiden, wenig Gemeinames, und doch ein mächtiges Band des Blutes, das sich nicht verleugnet.

### Vierzehntes Kapitel.

Unruhig ging Bürgermeister Dallmer die Straße im Dorf auf und nieder, die Hände auf den Rücken gelegt; sein mächtiges Genick war von grauen Haaren umfaltet, schwer stampften seine Schritte. Jetzt sah er nach der Uhr. „Halb vier, die Post muß gleich kommen!“

Der Gehilfe trat schon mit dem Briefsack vor das Postgebäude; dies war das einzige größere Haus in der ganzen Straße, zugleich Steueramt und Arrestkammer. Sonst nur niedere Hütten mit Dunghäufen vor der Tür; einzig jene Gastwirtschaft drüben konnte sich noch sehen lassen. Ein junger Mann trat gerade in die Tür und grüßte respektvoll herüber: „Tag, Herr Bürgermeister!“

Dallmer faßte an die Westmütze.

„Herr Bürgermeister, ich hab Schnee schippen lassen auf 'n Weg zum Tempelchen. Fräulein Nelba kann heut noch nach der Aussicht gehen. Ich weiß, wie wir noch Kinder waren. Ilesen wir da immer auserst hin!“

Schneebereibengeng! Eben bog die Post um die Ecke; langsam kam sie die Straße herauf. Der Postillon versuchte eine Melodie, die Töne blieben im Horn stecken; es war zu windig. Aus allen Fenstern sahen Köpfe, Kinder eilten vor die Tür. „Die Post, die Post!“ Auch ein paar Männer standen neugierig herum; sie grüßten faul.

Jetzt hielt der gelbe Kasten. Mit starker Hand riß Dallmer den Schlag auf, ein einziger Passagier war darin — Nelba.

„Selho, willkommen, Kind, in der Eifel Gut, daß du wieder da bist!“

„Onkel Konrad!“ Sie versuchte zu lächeln, stieg tote im Traum aus und schaute verwundert um sich. Noch alles, wie das letzte Mal, ganz so; die Hütten, die Dunghäufen, und da schaute trotzig ein Berg in die Gasse. „Ah!“ Sie atmete tief, wie erleichtert, dann gab's ihr einen Stich durchs Herz — alles so wie früher, nur sie selbst nicht.

„Du stehst blaß aus, Kind!“ Der große Mann beugte sich und küßte sie. „Was machen sie zu Haus? Na ja, ich weiß schon, der Vater immer krank und Dörchen klagt ewig; sie ist natürlich sehr bagegen, daß du zu mir kommst. Schadet nichts, tut dir sehr gut! Na, hast du nicht denn noch nicht vergessen?“ Er legte ihren Arm in den seinen und zog sie an sich. „Was? Nun wollen wir aber gehen. Pok Rudud, ist denn keiner hier, der uns den Koffer tragen kann?“ Er sah suchend umher, die feurigen, blauen Augen rollend.

Von den Männern rührte sich keiner. Nur der junge Mensch drüben aus der Wirtschaft sprang schnell herbei.

Er grüßte Nelba mit einer Verbeugung. „Lassen Sie mich dafür sorgen, Herr Bürgermeister, Sie sollen ihn gleich kriegen!“

„Danke!“ Mit einem kurzen Nicken drehte sich der Bürgermeister ab und ging mit Nelba weiter. Seine breite Stirn hatte sich gekraust, er brummte vor sich hin: „Schafsköpfe! Müßt sich wieder keiner, wollen mit mir maulen!“ Er sah finster aus, sein Gesicht trug keine Spur der Freude mehr, mit der er die Rechte bearbeitet hatte. Er sprach nicht.

Sie bogen links ab in die zweite und letzte Straße des Dorfes. Dieselben Hütten, dieselben Dunghäufen, nur stand hier die Kirche, merklich größer und stattlich; links die Pfarrwohnung, rechts die Bürgermeisterei.

„Da sind wir!“

Hinter ihnen trappsten kräftige Schritte; Nelba sah sich um. Der junge Mann von der Post kam eilig heran, er trug ihren schweren Koffer, als sei das gar nichts. Keine Muskel war angespannt, das gleiche bräunliche Rot bedeckte die Wangen und die Stirn unter den Haarringeln. Aber das ganze Gesicht lachend, ließ er das Gepäckstück vor der Tür niederlegen. „So, nu hat das Fräulein den Koffer!“

„Aber, Heinrich, jetzt haben Sie selbst den Koffer getragen, das war doch nicht nötig! Danke!“ Der Bürgermeister klopfte dem jungen Menschen auf die Schulter. „Das ist auch einer von den wenigen Getreuen, hat sich schon draußen in der Welt umgesehen und ein Quentchen Aufklärung mitgebracht. Danke sehr, Heinrich!“

„Mir zu danken, Herr Bürgermeister, geht geschene. Das Fräulein kennt mich wohl net mehr?“ Er blinzelte Nelba mit den hübschen Augen erwartungsvoll an. Sie wurde aufmerksam, dunkel stieg die Erinnerung an einen Knaben auf, mit dem sie in der Kinderzeit hier viel gespielt hatte. Ein paar Jahre älter als sie war er gewesen, hatte sie allezeit beschützt. Dann kamen Jahre, in denen sie nichts mehr von ihm gesehen, er war ihr gänzlich verschwunden. Sollte dieser stattliche Mensch der Junge von damals sein? Sie hob die milden Augen und sah ihn an; es war ihr eigentlich recht gleichgültig, wer da vor ihr stand.

„Es ist Heinrich Hommes, Nelba“, sagte der Onkel. „Kennst ihn wohl gar nicht mehr? Hat sich inzwischen draußen umgesehen, war erst in Exler, dann in Belgien. Jetzt hat er die Wirtschaft von seinem Vater übernommen. Ein ganzer Kerl, verblendet den Wanderschelber Mädchen die Augen. Ha! Er lachte bröhnend. „Wollen Sie nicht eintreten, Hommes?“ Er stieß die Tür auf und rief laut: „Wesal, Wesal!“

Hommes schüttelte treuherzig Nelbas Hand. „Adieu, Fräulein Nelba! Ne, ich will net ereln kommen. Sie sehen mild aus; aber ich komme gern en andermal. Gehen Sie ereln, Sie werden kalt. Sie müssen sich erst wieder bel uns gewöhnen; geben Sie Obacht — Eisselbst!“

Nelba konnte nicht umhin, zu lächeln; der Mensch redete so besorgt, und sie kannte ihn doch eigentlich gar nicht. Sie sagte freundlich: „Ich danke“, und nickte dazu.

Im Hausflur roch es nach frischem Kuchen. Ach, auch eine Kindheits Erinnerung, immer noch es so, wenn man beim Onkel ankam! Aber jetzt war ihr der Geruch ordentlich peinlich, sie war so überjakt und hatte heute doch kaum etwas gegessen. Am liebsten hätte sie geweint. Hier war noch alles wie früher, sie fühlte sich geborgen und doch fremd. Da war der schmale Ziegelstein, die niedrige Stubentür, die hölzernen Sitze, das Madonnenbild in der Nische; alles wie immer.

„Guten Tag, Fräulein, sein Sie willkommen in der Eifel!“

(Fortsetzung folgt.)

## Triumphe der Forschung.

Mit den Dreiruderern des Altertums in die Neuzeit.

„Geheimnisvoll am lichten Tag — läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben — und was sie dir nicht offenbaren mag — das lockst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Wie weit auch der Menscheng Geist in der Erforschung von Naturgeheimnissen vordringen mag, so dürfte doch über einen Punkt kein Zweifel bestehen: das größte und letzte Rätsel, das Weltenrätsel, wird keiner der Sterblichen ergründen. Hier ist die Grenze, die die Gottheit dem menschlichen Erforschungsdrang gesetzt hat.

Es ist nicht erst seit heute und gestern so: Vernimmt der Mensch von Schätzen, dann wächst der Drang lawnenartig. Und mit dem Heißhunger, neue, unbekannte Gebiete zu erschließen, vermählt sich die Zähigkeit eines Titanen. Von den Dreiruderern des Themiokles bis zum modernen Passagierdampfer und zum Flettner-Motor zieht sich eine gerade Linie unaufhörlicher Forschung und unaufhaltbarer Erfolge. Und vielleicht in wenigen Jahren schon wird man die Erzeugnisse des heutigen Standes belächeln als eine Schatzgräberei recht bescheidenen Formates. Die Menschheit wird von Jahr zu Jahr anspruchsvoller auch in ihren Ansprüchen an die Technik.

Unsere Großmütter, die bei der Dellempfe selbstgenügsamer sagen und die Tagesnachrichten des Wochenblattchens von vorgestern zu sich nahmen oder die Kartoffeln für morgen kurechtstinkelten, schlu-

gen die Hände überm Kopf zusammen, als die Technik die Wasserleitung der Menschheit bescherte und nun mit einemmale „das Wasser sogar den Berg hinaufsteht“. Die letzten lebenden Sprossen aus der Aera der Delfunzel, die jetzt noch die Errungenschaften des Zefekunstenfieses mitbestaunt haben, verstehen die Welt nicht mehr.

Dessenungeachtet wird der Menschengelst nicht rasten, ständig neue Duaden aus der Mauer der Geheimnisse zu brechen. Zwar hat auch die neuerliche Amundsen-Expedition den Nordpol noch nicht bezwungen, doch der Enderfolg wird auch hier nur noch eine Frage der Zeit sein. Neben diesem Problem läuft noch eine Fülle anderer wichtiger Versuche der Wissenschaft, die man vor einem Jahrzehnt vielleicht noch als einen schlechten Silbestern erklärt hätte, und die man möglicherweise schon in wenigen Jahren als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen wird.

Diese Versuche richten sich in der Hauptsache auf die Erforschung der atmosphärischen Strömungen, der Luftströme. Die Wissenschaft lebt der Auffassung, daß sich hier noch Rätsel und Probleme von größter Mannigfaltigkeit und von ganz ungeheurer Tragweite bergen. Die Ermittlungen in dieser Beziehung sind bereits weit über den Vorhof der Vorbereitungen hinaus, so daß man mit den erstaunlichsten Ueberwachungen vielleicht schon in der nächsten Zukunft wird rechnen dürfen. Unter anderem arbeitet man daran, die endlosen Mengen von Elektrizität, die in der Luftströme aufgespeichert sind, der Menschheit dienstbar zu machen und sogar dem Gewitter, das heute nicht jedes Menschen Freund ist, unschätzbare Werte für Wirtschaft und Wissenschaft abzurufen. Das mechanische Problem der Luftströme hat nach der Ansicht unserer neuzeitlichen Forschung noch ganz ungeheure Schäden an die Menschheit abzugeben. Mit in den Dienst der Forschung wird auch das Riesenschloß gestellt werden, dem man für die Versuche auf diesem Gebiete die allergrößte Bedeutung zumißt.

Was keine Phantasie ehedem auszudenken sich getraute, es ist heute schon im Stadium des Werdens. Wir lächeln über die Delfunzel einer verstaubten Zeit. Und wir werden dereinst wieder belächelt werden von einer Wissenschaft, die die Mienen der Naturrätsel und Naturgeheimnisse noch raffinierter als die heutige zu lesen versteht. S.

## Hoppfassas der Feder.

Die kleine Petroleumlampe, der explodierte Kommerzienrat und anderes.

„s Geschäft bringt's manchmal so mit sich“, schrieb vor Jahrzehnten Kallisch im „Kladderadatsch“. Man denkt unwillkürlich an diesen lustigen Reimzeiler, wenn man hin und wieder mit wohligen Schmunzeln Gelegenheit findet, zu beobachten, welche tolle Hoppfassas zuweilen auf dem Gebiete der Stifblüten gemacht werden.

Diese Hoppfassas haben wenigstens das eine Gute, daß sie in dieser Zeit, die im allgemeinen nicht sonderlich viel Stoff für die Lachmuskeln liefert, eine köstliche Lustigkeit auslösen.

Hier einige Proben:

In einem Gesellschaftsroman, der vor einigen Monaten erschienen ist, hat man Gelegenheit folgendes zu lesen: „Als er hinaustrat, klemmte er sich den Spazierstock eine Weile in den Rücken und stützte sich darauf. Und dann tastete er in fröhlicher Erinnerung noch einmal die ganze Stala ab, von Edgars lebenswürdigem Brief, der nun mit einemmale alle Fragenzeichenformen gelöst bis zu der kleinen Petroleumlampe, bei der ihm nun endlich wieder die Sonne seines Glückes aufgegangen ist.“

Ein Zeitungsbericht über das erste Gastkonzert der Wiener Philharmoniker in Berlin besagt unter anderem: „Griß Kleiber hebt den Stab und zehrt damit in einer selten zu hörenden Haydn'sinfonate mit spielerischer Exzentrik die Augen wunderbar in die Höhe und an der überschwinglichen, bunten Farbe der Bratsche wandert man die ganze Himmelsleiter hüpfenden Erlebens hinauf.“

Eine Abhandlung über die Barockzeit stellt folgenden prachtvollen Satz auf die Beine: „Ueber die floßigen Hanswurstpässe der dramatischen Barockzeitliteratur lächelt der Gegenwartsdichter wie über Keime, die in den Rinderschuhen stecken geblieben sind.“

Im Bericht einer märkischen Tageszeitung über einen Selbstmordversuch war vor einiger Zeit zu lesen: „Als die Leiche in den Kanal sprang, hörte man noch einen lauten Schrei.“

Von einer anderen Zeitung wurde über den Unfall eines Piloten folgendes berichtet: „Der Flugapparat stürzte direkt über der Villa des Herrn Kommerzienrates Bechinger ab, der sofort explodierte.“

In einem Leitartikel über die steuerlichen Nöte des Mittelstandes hieß es an einer Stelle: „Das sollte sich die Regierung nun endlich gesagt sein lassen, daß sie gerade mit diesen fortwährenden Plastersteinen steuerlicher Belastung letzten Endes ihre eigenen Schöpflinder, die ihr heute noch mit allen möglichen Liebesungen in den Ohren liegen, vom Throne stoßen wird.“ S.

## Aus Amerikas Glutzeit.

In den letzten Wochen sind die Vereinigten Staaten von Amerika von einer ungewöhnlichen Hitze betroffen worden. Viele Hitzschläge und eine große Zahl von Ertränkungen waren die Folge. Das behördliche Verbot des Uebernachtens in den Straßen und öffentlichen Anlagen mußte für die so heißen Tage aufgehoben werden. Die Städte hatten ihre Wohnungen fluchtartig verlassen und die in der Nähe gelegenen Ausflugs- und Badeorte aufgesucht. Alt und Jung, Männlein und Weiblein verbrachten entgegen den sonstigen Sitten die Nächte gemeinsam auf dem Rasen oder im Sande. Selbst die sonst als geschäftlich sehr rührig bekannte amerikanische Geschäftswelt schloß die Büros und Verkaufsstätten, denn es waren ja 95 Grad.

Ueber die Höhe der Temperatur macht man sich in Europa verschiedentlich falsche Vorstellungen, denn die Amerikaner benutzen auf ihren Thermometern die Einteilung des Danziger's Fahrenheit, während wir nach Celsius (C) oder Réaumur (R) rechnen. Auf dem Thermometer unterscheidet man den Gefrierpunkt (Stand des Quecksilbers beim Eintauchen der Röhre in schmelzendes Eis), und den Siedepunkt (Stand des Quecksilbers beim Eintauchen in siedendes Wasser). Der Raum zwischen beiden Punkten ist von Réaumur in 80 Grad, von Celsius in 100 Grad und von Fahrenheit in 180 Grad eingeteilt. Den Gefrierpunkt bezeichnet Fahrenheit aber schon mit 32 Grad und den Siedepunkt mit 212 Grad. 50 Grad Fahrenheit sind gleichbedeutend mit 8 Grad R. und 10 Grad C. und 95 Grad Fahrenheit entsprechen einer Temperatur von 28 Grad R. oder 35 Grad C.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Temperatur von 95 Grad Fahrenheit sich in den amerikanischen Städten recht unangenehm bemerkbar macht. Aber auch in dem steinernen Häusermeer unserer Großstädte hat sich in den Hundstagen die Temperatur wiederholt um denselben Grad bewegt, und die Sonnenglut hat auch in unseren Straßen das Asphaltplaster in eine Gummimasse verwandelt, nur wir sagen dann 28 Grad R. oder 35 Grad C., das hört sich nicht so gefährlich an wie 95 Grad in dem sensationslüsternen Amerika.

## Scherz und Ernst.

ff. Ein Fluß fließt in der Mitte am schnellsten. Streut man auf die Oberfläche Papierstümpel, so kann man sehen, daß sie in der Mitte schneller als an den Ufern fortgetragen werden. Uebrigens läßt sich daselbe auch beobachten, wenn Wasser durch eine Röhre strömt; auch hier nimmt die Strömung von außen nach innen zu. Es beruht dies auf der sogenannten gleitenden Reibung, welche an der festen Wand der Röhre bzw. am Ufer stattfindet. Die Flüssigkeit erfährt an den festen Wänden bei ihrer Be-

## **Haustierzucht und Pflege**

Die Lütticher Brieftauben werden von vielen Sportlichtern als etwas minderwertig im Vergleich mit anderen Brieftauben angesehen. Dem ist jedoch nicht so. Das Vorurteil stammt daher, daß man ungünstige Erfahrungen gemacht hat, wenn die Tauben zu früh auf die Reise geschickt werden. In dieser Beziehung unterscheidet sie sich nämlich von anderen Brieftauben. Wird die Lütticher Taube erst im dritten Jahre auf die Reise geschickt, nachdem sie zwei Jahre zum Brüten benützt wurde, so hat der Taubensportler auch an ihr seine Freude.

Eruthühner brauchen mehr „Grit“ als anderes Geflügel. Es ist daher anzuraten, in jedem Stalle ein Gefäß mit Sand und Mörtel aufzustellen.

Das Tränken des Rindviehes wie auch anderer Haustiere geschieht nicht überall mit der gebotenen Vorsicht, auf dem Weidegrunde sowohl als auch in den Gehöften. Das Trinkwasser sollte unbedingt rein, frei von darin schwimmenden organischen Stoffen und die Trinkgelegenheit so weit von Düngerhaufen usw. entfernt sein, daß das Wasser nicht verunreinigt werden kann. Von Bedeutung ist auch der Wärmegrad des Wassers. Nachdem die Tiere den Winter über solange in teilweise flüchtiger, ungesunder und öfters übermäßig erwärmter Atemluft sich aufgehalten haben, leuchtet es von selbst ein, welchen Schaden sie an ihrer Gesundheit nehmen können, wenn sie plötzlich im Frühjahr draußen sich an allzu kaltem Wasser tränken sollen. Wenn sie aus dem warmen Stall kommen, empfinden sie schon den plötzlichen Wechsel der Wärme, und wenn sie dann noch eiskaltes Wasser einnehmen, müssen sie zu viel innere Körperwärme verbrauchen, um dasselbe zu verdauen. Dadurch entsteht ein unnötig starker Verbrauch der Muskelsubstanz, eine Verlangsamung der Atmungs- und Verdauungstätigkeit und bisweilen auch gefährliche Störungen in den betreffenden Organen. Auf den richtigen Wärmegrad des Trinkwassers ist daher besonders im Frühjahr sorgfältig zu achten. Bei der Stalltränkung lasse man zu kaltes Wasser erst an Ort und Stelle sich etwas erwärmen oder bereite einen warmen Trunk mit eingestreutem Mehl oder gepulvertem Kleudien.

## **Garten und Blumen**

Bei Johannisbeeren, die hochstämmig gezogen werden, hat das Dullieren vor dem üblichen Kopulieren nicht unwesentliche Vorteile. Man kann auch zweijähriges Holz durch die Dullation noch veredeln, wo das sonst allgemein angewendete „Anschäften“ versagt. Das „Neugeln“ ist außerdem auch viel sicherer und gibt nicht so hohe Verlustprocente wie die Kopulation, selbst wenn die Unterlagen für letztere sehr günstig sind. Diese Vorteile wiegen wohl den Nachteil der Dullation auf, der darin liegt, daß man zwei Jahre braucht, um eine schöne Krone zu bekommen.

Vergleichsweise Anbau von den Weiskohlsorten: Braunschweiger, Nürnberger und Winnigstädter ergab die schwersten Köpfe bei ersterem. Der Kopf dieser Sorte wog durchschnittlich 2,11 Pfund; Nürnberger brachte es auf nur 1,66, Winnigstädter auf 1,65 Pfund.

Die neue verbesserte Zuckerbuchbohne und die Wachsbuchbohne „Komet“ bekommen bei feuchtem Wetter fast stets schwarze Flecken in großer Zahl. Letztere wird außerdem leicht hart.

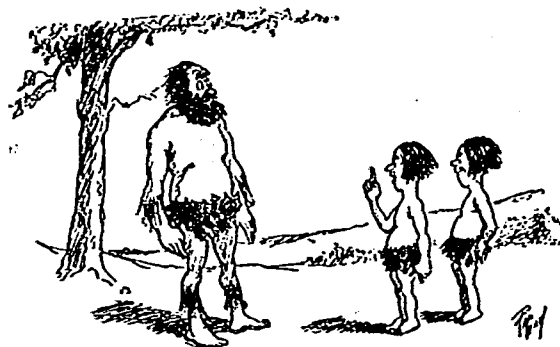
Die Gurkensorten mit langen Trieben sind bei der Mistbeekultur meist fruchtbarer, aber weniger gern gekauft, weil sie sich nicht so lange frisch erhalten. Die Sorten mit kürzeren Trieben werden dementsprechend um 25 bis 30 Prozent höher bezahlt.

Bei starkem Fruchtansatz ist das Ausbrechen einzelner Früchte nicht zu umgehen. Geschieht es nicht, dann bleibt die Mehrzahl derselben klein und unscheinbar, auch minderwertig im Geschmack. Es spricht nun vieles für ein Ausbrechen bald nach dem Ansatz, und für die Ausbildung der Früchte wäre das frühe Ausbrechen zweifellos am empfehlenswertesten. Aber wir müssen mit der Schädlingsgefahr rechnen und warten mit dem Ausbrechen lieber bis Ende Juni. Dann können wir den Obstschaden, denn dieser kommt am meisten in Betracht, bereits übersehen, und durch die Entfernung der angestochenen Früchte wird meist schon genilgend Luft geschafft.

Die Pflanzendecke ist das natürliche Kleid, das natürliche Schutzhäutchen des Bodens, und der blanke Boden ist wider-natürlich. Deshalb verliert er auch so sehr an Güte, wenn er längere Zeit dem Sonnenbrand und dem Schlagregen ungeschützt aufgesetzt ist. Die Meinung des Gemüsegärtners, den Boden stets unter Bepflanzung zu halten, ist also nicht nur vom Standpunkte des Wirtschafters, sondern nicht weniger von dem des Bodenpflegers der richtige. Weiterwärts bedecken die Gärtner ihre Beete mit Stroh, Laub usw., wenn sie die Beete nicht sofort wieder bestellen können.

Erdbeeranlagen rentieren sich je nach der Sorte im zweiten bis dritten Jahre am besten. Diese Tatsache hat nicht wenige Obstzüchter zu der dreijährigen Kultur geführt, und sie behaupten, glänzende Erfolge zu haben. Im dritten Jahre wird auf den Beeten, nachdem sie abgetragen haben, eine Pflanze um die andere ausgerodet und das Beet gelodert. Die Ausrücker bemächtigen sich des freien Platzes und ergeben Material für die neuen Beete, die im August bepflanzt werden. Die Mutterpflanzen werden dann abgeräumt. Bei der dreijährigen Kultur setzt man die Pflanzen viel enger, da sie nicht so groß werden wie bei vielsähriger Kultur; sie müssen dann aber im Sommer, mit Ausnahme des letzten, alle zwei Wochen abgeräumt werden.

## **Nach Feierabend**



Urzeitliches.

Rain und Abel: „Gib uns 10 Pfennig, Papal“

Adam: „Ich habe kein Geld!“

Rain und Abel: „Hast du auch schon in der Brusttasche nachgesehen?“

Eine junge Frau ging eines Tages aus und kaufte sich einen neuen Hut; später gestand sie ihrem Gatten, daß das Kunstwerk fünfzig Mark kostete.

„Über um alles in der Welt,“ rief der entsetzte Ehemann, „das ist ja Sünde!“

„Sie komme auf mein Haupt“, meinte die junge Frau gelassen.

„Und wo ist Ihre Tochter, Frau Huber?“

„Die hat gar nichts im Haus getaugt; da habe ich sie in die Stadt geschickt, um sie Dienstmädchen werden zu lassen.“

Gerda und Karla geraten über Altersdifferenzen in Streit.

„Ich bin sieben Jahre alt“, sagt Karla.

„Ich bin aber schon neun“, sagt Gerda.

„Ich werde auch mal neun“, entgegnet Karla.

„Aber dann bin ich schon elf“, sagt Gerda triumphierend.

Karla schweigt einen Augenblick, um dann niederschmetternd auszurufen:

„Ja, natürlich bist du elf, wenn ich neun bin, du wirst aber auch lange vor mir eine alte Frau mit Runzeln sein, eisch!“

Auflösung aus voriger Nummer.

k	o	r	a	n
o	n	o	g	a
r	o	g	e	n
a	g	e	n	t
n	a	n	i	e